

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 47

Artikel: Der Hochzeitsbraten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648766>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

neuen Gebäudes, das nun auf seiner sonnigen Anhöhe am Waldrand weit ins Land hinaus blickt und tatsächlich ein Gesundungsheim in jeder Beziehung bedeutet. Unterhalb steht noch das alte Heim, ein runzeliges, verkrüppeltes Mütterchen neben der großen, schönen Tochter. Aber wie in stiller Freude duckt es sich in seinem Garten und zwischen den schönen alten Bäumen. Das neue Heim steht mit großer, breiter Front zur Sonne, ein Bau im schönen Bernerstil, mit langen Fensterreihen, freundlichen Lauben und offener, breiter Gartenanlage. Von jedem Zimmer aus ist die Laube zugänglich. Auf der Ostseite erweitert sie sich zur breiten Terrasse. Ein kleiner Rundgang durch die hellen Räume, die praktischen Küchen- und Heizanlagen, die Wäscheräume, die Badeeinrichtungen zeigt den wohldurchdachten Bau, ein Meisterwerk der Architektur, die auch hier mit den einfachsten Mitteln Schönheit und Zweckmäßigkeit zu vereinigen wußte. Im Erdgeschloß sind große Arbeitsäle mit hellen Wänden und hellem Bodenbelag, mit schlichten, glatten Schränken, modernen Leuchtkörpern, ferner ein heimeliges Esszimmer, ein reizender Wohnraum für die Schwestern, der von drei Seiten Licht erhält, ein Empfangszimmer, das Office, das durch Aufzug mit der Küche verbunden ist, untergebracht. Im ersten und zweiten Stock sind die Zimmer der Patientinnen, alle nach dem gleichen Prinzip der Wohnlichkeit und Freundlichkeit eingerichtet. Auch zwei Krankenzimmer fehlen nicht und leider war auch ein Raum für Deliriumskranke notwendig. Ganz besonders fein ausgeflügelt ist die Kücheneinrichtung, wo ein neuer Sparherd mit $3\frac{1}{2}$ Kilo täglichem Koksverbrauch Tag und Nacht seine heißen Platten zur Verfügung hat, wo große, elektrisch geheizte Kochtöpfe das mühelose Kochen für 70 Personen ermöglichen, wo ein besonderer Rüstraum und eine famose Spülvorrichtung selbst die sonst nicht gerade beliebten Arbeiten zum Vergnügen machen. Auch die Waschküche mit ihren neuesten Einrichtungen, die Heißlufttrockenanlage, die Wäscheschächte, die die schmutzige Wäsche aus jeder Etage direkt in die Waschküche befördern, die Keller, die Vorratsräume sind aufs beste ausgedacht und erleichtern die Arbeit, die mit einem Minimum von Personal getan werden muß, enorm.

Heute ist das Marie Sollberger-Haus bezogen. Es ist ein Glück, daß man sagen darf, daß es nicht restlos von alkoholkranken Frauen gefüllt wird. Auch andere, ältere, vielleicht fränkliche Frauen, oder solche, die nicht gerne allein einen Haushalt führen, finden dort ihr sonniges Heim und ihr ruhiges Plätzchen. Licht und Wärme durchfluten die Räume, weit schweift der Blick übers schöne Oberaargauerland zum Jura und zu Maria Wasers Buchsbergen, an den Abenden sitzt man traulich zusammen und gelegentlich musizieren die Schwestern — es ist ein Ort, wo man an Leib und Seele gesund werden kann. Möge er allen, die dort ein- und ausgehen, zum Segen werden! A. V.

Der Hochzeitsbraten.

Aus „Tiere unter Tieren“ von St. Mars.

Selbst tief innen im großen, stacheligen Ginsterdickicht auf den weißverhüllten, stillen, einsamen Hügelgipfeln konnte das Geter das Glockenläuten hören.

Die Kaninchen hielten ein und hörten hin, wenn sie über die lichten Stellen hüpfen. Die Hasen, die hügelabwärts zu ihren nächtlichen Futtergründen zogen, unterbrachen ihren zierlichen Galopp und horchten verwundert auf. Die Füchse, die ihren persönlichen und heimlichen Geschäften nachtrabten, blieben stehen, um zu schnüffeln oder sich niederzusetzen und den schwellenden und abklingenden Tönen zu lauschen, die die Freude der Menschen verkündeten.

Da war besonders ein Fuchs, ein rotleuchtender Kerl mit tiefschwarzer Schnauze und eben solchen Pfoten, mit einem

dicken, buschigen Schweif, auf den jeder Fuchs mit Recht stolz gewesen wäre. Er hob seinen scharfgeschnittenen Kopf aus dem Ginstergebüsch empor und blieb auf seinem Wege hügelabwärts wachsam und vorsichtig stehen, um über das



Marie Sollberger-Haus in Herzogenbuchsee: Zum Frühstück bereit.

waldige Tiefland hinzublicken, das still im kalten, mondbeschiedenen Dunste lag.

Er, dieser Schlaumeier, trug heute nacht Verlangen nach dreierlei: nach Wasser, nach Futter und nach einem Weibchen.

Das erste war schwer zu finden, denn beinahe alles war zu Eis erstarrt; das zweite war noch schwerer, denn die Zeiten waren hart, und nur die schlauesten Tiere unter denen, auf die er jagte, waren noch am Leben; das dritte aber war am allerschwierigsten, denn ob schon viele Füchse im Flachland umherschwärzten, waren doch nicht Weibchen genug vorhanden; und wären selbst genug dagewesen — eine Füchsin bleibt eben auf der ganzen Welt eine Füchsin und ist nicht jedem beliebigen Kerl zu Diensten.

Zuerst trottete unser roter Freund zu einem kleinen Teich in der Nähe; doch, wo er erst leckte Woche noch getrunken hatte, konnte er jetzt trockenen Fußes gehen — oder doch wenigstens gleiten. So strebte denn auch er talwärts.

Es schien, als ob alle Welt diese Nacht talwärts strebe, den dunkeln Tälern und den märchenhaften Glockenklängen entgegen. Er überholte einen Dachs, einen langsam sich vorwärtsbewegenden, niederen, grauen Klecks im bleichen Licht; dann einen andern Fuchs, den er im Vorbeigehen anknurrte, weiter weg noch einen Hasen und zwei Kaninchen — doch alle drei erblickten ihn zuerst — leider. Alle Welt war in der Tat ausgehungert und strebte bergab, um Länder und Stätten der Menschen heimzusuchen.

Und ganz plötzlich, als er eben durch niedriges Weißdorndickicht sich durchgewunden und die erste Buschhecke durchquert hatte, stieß er mit einemmal auf die Erfüllung aller seiner drei Wünsche. War das eine Ueberraschung!

Erstens war da ein sprudelndes, gurgelndes Bächlein; zweitens saß an seinem Ufer eine Waldschnecke; drittens endlich war da die geschmeidigste, reizendste und flotteste Füchsin, die man je zu sehen bekommen hat, flach am Boden liegend, doch in der mageren Deckung, die sie hatte finden können, sehr gut sichtbar. Immerhin war sie nicht schneidig genug für die Waldschnecke gewesen, denn diese war bereits nicht mehr da, als die Füchsin auf sie los sprang. Sie hatte sich auf eilenden Flügeln just den Bruchteil einer Sekunde zuvor in Sicherheit gebracht.

Unser Freund hob den Kopf, streckte seine Nase gegen den Mond und meldete seine Gegenwart. Es glückte eher

dem Bellen eines Terriers, doch unheimlicher, mit einem eigentümlich sehnsüchtigen Rehlaut am Schluß.

Die Füchsin trank unbewegt weiter.

Unser Freund hätte ebenso gut keinen Ton verlauten lassen können, so wenig kümmerte man sich um ihn. Er hätte gerade so gut vom Erdboden verschwinden können. Doch dies schien ihn nicht groß zu plagen. Vielmehr ging er hin und trank ebenfalls. Beide Tiere warteten bewegungslos, bis jedes fertig getrunken hatte, dann kehrten sich beide im gleichen Augenblick einander zu und begegneten sich mit geschürzten Lefzen, hinter denen die Zähne hervorschimmerten, mit verhaltenem Knurren. Ein kurzes Weilschen verharrten sie so; es schien, als wollten sie sich gegenseitig an die Kehle fahren; dann schwenkte die Füchsin ab und trottete davon.

Es schien sich wirklich nicht um Liebe auf den ersten Blick zu handeln. Doch die Wege der wilden Tiere sind sonderbar — und zudem kann man nie wissen!

Auf jeden Fall schien der männliche Fuchs dieser Ansicht zu sein. Er blieb noch etwa eine Minute stehen, um sich hinter dem rechten Ohr zu kratzen, dann warf er sich im Galopp auf die Spur der Füchsin.

Schon nach wenigen Sekunden konnte er ihre schlanke, dunkle Gestalt sehen, wie sie die weiße Fläche des vor ihm liegenden Feldes durchquerte, dann sah er, wie sie plötzlich nach rechts abschwenkte, um die Hecke, die das Feld begrenzte, abzusuchen. Sie jagte aufmerksam die Hecke entlang, während unser Freund ihr folgte; sie wartete und wachte scharf auf alles, was sie etwa aufstöbern würde. Doch kam nichts zum Vorschein, aber die Füchsin war beharrlich und suchte die nächste Hecke ab, noch eine und abermals eine. Zweimal jagte sie einem Hasen nach, was für einen Fuchs doch bloße Narretei ist; einmal verpackte sie ein Kaninchen in ihrem Ueberreifer, da sie sich ihm zu früh zeigte, wodurch es Zeit gewann, seinen Bau zu erreichen. Einmal wandte sie sich um und starrte auf den Fuchs mit Augen, die so wild und blutdürstig leuchteten, daß sogar er sich etwas zurückzog.

Erst da ging ihm, glaube ich, die Wahrheit auf. Die Füchsin, dieses wildäugige, hagere Tier, litt schwarzen Hunger, war fast verrückt vor Hunger, oder wurde es bald, und hätte, glaube ich, sogar ihn selber aufgefressen, wenn sie in diesem Augenblick dazu Gelegenheit gehabt hätte. Doch er achtete hübsch darauf, daß sie diese Gelegenheit nicht bekam; dagegen sah er, wo seine Chancen lagen, und er ergriff sie. Zumindest kann man das aus den Laten schließen, die nun folgten.

Von diesem Augenblick an hörte er auf, ihr zu folgen, er selbst übernahm nun die Führung. Er trottete rasch vorwärts, wie ein Hund, mit hängender Zunge und dampfendem Atem, überholte in Eile die Füchsin, hielt etwa zwanzig Meter vor ihr an, schaute zurück, wandte sich wieder mit einem Wedeln seines buschigen Schweifes und galoppierte davon. Er hatte seine Absichten der Füchsin auch im besten Deutsch nicht deutlicher zu verstehen geben können. Sie sah ihn weitergehen, dann folgte sie ihm nach. Ich denke, sie wäre jetzt jedem gefolgt, der ihr Futter versprochen hätte.

Nun war unser Fuchs kein unerfahrener Wanderer unter dem Bild, das durch das harte Wetter zu den Stätten der Menschen getrieben wurde. Er verstand sein Handwerk. Seit Hunderten von Generationen hatten seine Ahnen es ausgeübt.

Er hielt also geradewegs auf den nächsten Bauernhof zu, doch weder ich noch du hätten ihn laufen sehen. Zuerst schlenderte er mit gespielter Gleichgültigkeit in die nächste Hecke und von da an bis zum Augenblick, wo er an seinem Ziele ankam, blieb er verschwunden, trotzdem es reichlich eine halbe Meile Weges war. Der Schimmer eines dicken Schwanzes, halb erraten, der quer über einen Torweg verschwand, ein kurzes Aufglühen von grünen Augen, die aus

der umhüllenden Dunkelheit eines Dickichts starrten, waren überhaupt die einzigen Zeichen von der allfälligen Gegenwart der beiden Tiere.

Trotzdem hätte eine vierzig Minuten später vorgenommene, gründliche Untersuchung des Schnees um den Bauernhof herum ergeben, daß ein Fuchs und eine Füchsin den Platz zweimal umkreist hatten, um sich zu vergewissern, daß alles in Ordnung sei.

Die Gebäude lagen totenstill im Schnee und kalten Mondlicht, umweht vom bitterkalten Wind. Man hörte keinen Laut von dort außer dem Quietschen und Zanken von Ratten und Mäusen in Kornschober und Scheune, und doch waren die Füchse dort — zwei kauernde, noch dunklere Schatten im tiefen Schatten eines Schobers.

Endlich krochen sie hervor. Man sah sie wie geisterhafte Schatten geduckt über den Schnee gleiten — sie hätten die offene Straße nicht durchquert, wenn sie anders gekonnt hätten — in der Richtung auf den Geflügelstall. Sogar da waren sie außerordentlich schwer zu sehen, sie schienen in jeden Schatten hineinzuschmelzen, an dem sie vorüberkamen. Zudem waren sie äußerst vorsichtig; ihre spitzen, feuchten Schnauzen witterten bald hierhin, bald dorthin. Die großen Spitzohren drehten sich ununterbrochen, bald vorwärts, bald rückwärts; ihr ganzes Benehmen deutete viel mehr auf eine hochgespannte und kluge Feinfühligkeit als auf den frechen, schlaunen Blutdurst, den ihnen die Menschen zuschreiben. In diesem kalten, stillen und finstern Ort schien es ganz, als wäre der Fuchs, wie er im Buche steht, und der Fuchs, wie er wirklich ist, wenn man ihn richtig versteht, von ziemlich verschiedener Art.

Endlich war der Hühnerstall erreicht, ja, doch war man noch nicht drinnen. Sie benötigten etwa fünf Minuten, um ihn von allen Seiten her zu untersuchen — sogar aufs Dach sprangen sie und probierten dort, irgendeinen Zugang aufzuzutragen — doch bei diesem ganzen Vorgehen war sehr wenig von beiden zu sehen. In den fünf Minuten mußten sie zudem einmal davonspringen, ein andermal sich mäuschenstill verhalten, als die Kette eines Ochsen im Stalle rasselte (sie hielten es für die Hundekette), dazu kam ein eiliger Ueberblick über den Ort, ein hastiges Schnüffeln an jedem Riß, eine rasche Anstrengung, die Türe mit Pfote und Schnauze aufzuprennen, schließlich ein blitzschneller, doch fruchtloser Versuch, sich unter der hölzernen Wand durchzugraben.

Dann schlugen die Hörner eines Bullen an die hölzerne Wand des Kuhstalles mit einer Wucht, die das ganze Gebäude — es war groß und faßte 50 Kühe — erzittern ließ — und schon waren die Füchse weg.

Nach einer Minute jedoch waren sie wieder da, sie jagten wie Terriers in und um die Kornschober, um Mäuse oder Ratten aufzutreiben (ein Unternehmen, für das ihnen der Bauer, fürchte ich, keine Erlaubnis gegeben hatte), aber diese Mager waren in jener Nacht schon durch eine Gule mächtig erschreckt worden, ganz abgesehen von der Hofkake, und sie hielten sich darum in ihren sicheren Verstecken auf. Und doch glaube ich, daß sie zwischen den strohbedeckten Hürden, die hinter einem Zaun versteckt waren und einer Reihe stattlicher Ulmen, die stolz in den blauschwarzen Himmel emporragten, noch an ein Ziel gekommen wären. Einige frühträchtige Mutterschafe waren dort untergebracht, und unser Freund Fuchs entdeckte das sehr schlau mittels seiner Nase, obschon er noch etwa hundert Meter davon entfernt war. —

Es waren da zwei junge Lämmchen, soviel sie sehen konnten. Sie sahen sie zwischen den strohumhüllten Hürden. Niemand war weit und breit, und da gerade kein Lüftchen ging, war die Nacht so still wie in einem tiefen Schacht. Und wir wissen ja, daß die Füchsin toll vor Hunger war.

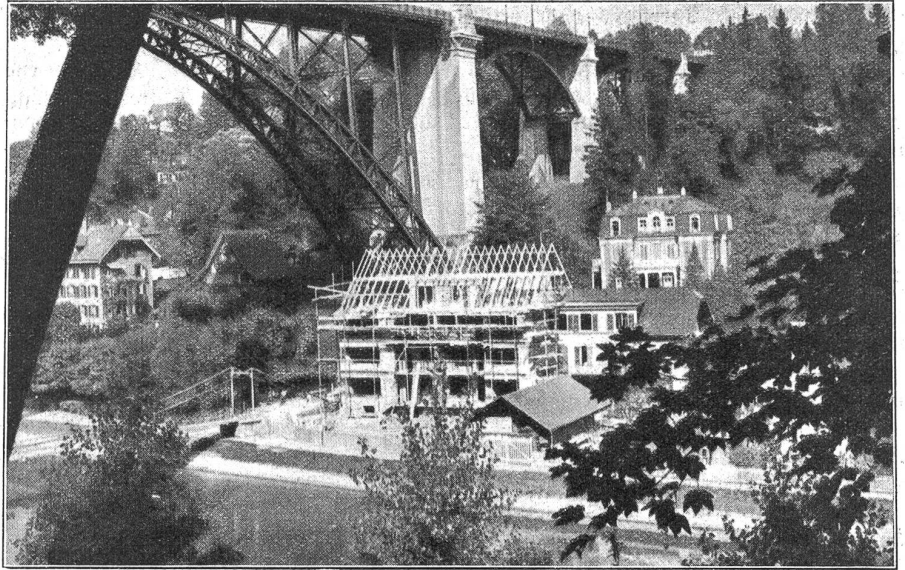
Über — ganz plötzlich hörten die beiden in dem Schweigen deutlich das heisere Bellen eines andern Fuchses in einem Tannenwäldchen gerade quer über der Straße; auch er suchte eine Gefährtin.

Es könnte nicht laut. Doch selbst ein schallendes Trara aus einem Jagdhorn hätte kaum eine so belebende Wirkung gehabt. (Schluß folgt.)

Altes verschwindet, Neues entsteht.

Wenn der Berner in alten Zeiten einen Ausflug in die Gegend des heutigen Breitenrainquartiers machen wollte, so blieb ihm nichts anderes übrig, als die sogenannte Untertorbrücke (alte Nydeckbrücke) zu überqueren, um an den jenseitigen sonnigen Hängen des Altenberges emporzusteigen. Diese heute noch ihren Dienst versiehende massive Steinbrücke war lange Zeit die einzige Areüberbrückung. Es ist nicht genau bekannt, zu welcher Zeit, da wo nun die Altenberghängebrücke ist, eine Fähre den „Dienst am Kunden“ besorgte. Aus alten Stadtplänen ersehen wir, daß ehemals an den hüben, warmen Hängen Wein gewachsen ist. So wird eine gewisse Notwendigkeit, auf direktem Wege von der Stadt zum Altenberg zu gelangen, schon längst bestanden haben.

Am ostseitigen Brückenkopf der kleinen Hängebrücke muß nach einem Stadtplan vom Jahre 1797 bereits ein Haus gestanden haben. Es dürfte sich dabei um dasjenige Gebäude gehandelt haben, das zu Zeiten als Zollhaus funktionierte und das erst im Frühjahr dieses Jahres abgebrochen wurde. In einem andern Stadtplan vom Jahre 1820 ist das Haus und eine Brücke genau eingezeichnet. Ueber diese Brücke, die vermutlich aus Holz erbaut war, ist nichts näheres bekannt, man weiß auch nicht genau, wann sie verschwunden ist. Anno 1823 bestund jedenfalls wieder eine Fähre, die bis zur Erstellung der nachfolgenden Brücke ihren Dienst versah. 1834 wurde eine neue Holzbrücke an



Die Neubauten bei der Altenberg-Hängebrücke (Arch. Romang).

holte, fuhr er mit einem Begleiter in einem Bernerwägeli heimwärts, wurde aber unterwegs von seinem Fahrgegnossen erschlagen. Das Geld hat also schon damals die gleich betrübliche Rolle gespielt wie heute noch. Besagte Holzbrücke wurde später durch Unwetter zerstört, an ihre Stelle kam dann die heute noch stehende Hängebrücke aus Eisen. Sie ist 57 Meter lang und 2,25 Meter breit und hat eine mittlere Höhe vom 4,80 Meter über Wasser.

Bekanntlich sind seit 1850 die Brückenzölle aufgehoben. In dem alten, grauen Haus jenseits der Hängebrücke war seit Jahrzehnten ein „Chrämmerladen“ eingerichtet. Unbeachtet des großen Publikums erfüllte es bis zum Abbruch seinen Dienst. Ueber 100 Jahre hat es allen Stürmen getrotzt, um dann innert zwei Tagen abgebrochen zu werden. Architekt G. Romang, Bern, hat nun an dessen Stelle ein größeres Mehrfamilienhaus mit Ladengeschäften und Garagen erstellt. Das Bauwerk ist dieser Tage aufgerichtet worden. Daß trotz den vielen Leerwohnungen in Bern diese Neubauten schon heute gänzlich vermietet sind, beweist, daß sonnige, gute Lagen in Stadtnähe immer ihre Abnehmer finden. -ll-



Das alte Zollhaus bei der Altenberg-Hängebrücke.

dieser Stelle erbaut und zwar von Zimmermeister Sauzi von Mattstetten zum Preis von 11,200 Franken. Als der Brückenerbauer das Geld in Bern auf dem Amthaus ab-

Nebelfahrt auf dem Thunersee.

Sonntagmorgen. Ein wohliges Gefühl, im Wochenendhäuschen im Gwatt am Thunersee zu erwachen.

Berschwenderisch strömt die reine Berg- und Seeluft zum Fenster herein. Tief holen wir den Atem, als hieße es für die ganze Woche die köstliche Würze in sich aufzunehmen. Ein Blick ins Weite. Weder Himmel noch Wasser, noch Berge sichtbar. Grau hängen die Nebel. Wir sind enttäuscht. Feierliches Glockengeläute verrät das Gotteshaus am andern Ufer.

Ungeduldig steht der Seefahrer im weißen Anzug am Strande, guckt nach seiner Yacht und zieht in Gedanken die Nebelfetzen ein.

Es ist inzwischen Mittag geworden. Die grauen Geister tanzen vereinzelt noch über dem See. Das Landschaftsbild zeigt sich strahlend in herbstlichbunter Pracht. Möwen kreisen und trocknen in der Sonne ihre vom Tau genähten Flügel.

Leben im Häuschen. — Das Ruderboot wird flott gemacht. Segelsäcke hinein geschleppt. Im letzten Moment greife ich nach der Taschenlampe — warum, weiß ich selber nicht. Bald ist die kurze Seestrecke, wo das Segelboot vor